

Buchvernissage

Stuart Hood: Das verrohte Herz

Studienbibliothek zur Geschichte der Arbeiterbewegung, Quellenstrasse 25
17. Dezember 2008

Liebe Anwesende,

Herzlich willkommen in diesen Räumen, in denen schon so viel engagierte Arbeit geleistet worden ist und immer noch geleistet wird, und umgeben von vielen geschichtsträchtigen Büchern, die sich nachher noch intensiver studieren lassen. Ich freue mich, dass Sie so zahlreich erschienen sind, mein herzlicher Dank geht an Brigitte Walz-Richter für die Einladung sowie an Geri Balsiger und Heinz Scheidegger vom Verlag edition 8.

Ich darf und möchte Ihnen heute ein Buch von Stuart Hood vorstellen. Einige von Ihnen mögen den Autor von einem früheren Werk kennen. Er ist eine faszinierende Figur. 1915 in Schottland geboren, zum Lehrer ausgebildet, schloss er sich in den 1930er Jahren der Kommunistischen Partei an und kämpfte im Zweiten Weltkrieg als britischer Offizier in Nordafrika, wurde von den Italienern gefangen genommen und in ein Kriegsgefangenenlager nach Norditalien verfrachtet. 1943, nach dem Sturz von Mussolini, in dieser merkwürdigen Zwischenzeit, als die deutsche Armee Norditalien besetzte, entkam er aus dem Lager, schlug sich zuerst als Tagelöhner über den Apennin durch und schloss sich dann in der Toskana einer italienischen Partisaneneinheit an, die gegen faschistische Milizen und deutsche Truppen kämpfte, bis die alliierten Armeen von Süditalien her nach Norditalien vorrückten. Über diese Erfahrungen hat er, 40 Jahre später, ein eindruckliches Buch geschrieben, *Carlino*, das die edition 8 vor sechs Jahren veröffentlicht hat und das ich nicht müde werde, als ein Meisterwerk zu preisen. Nach dem Krieg arbeitete Hood als Journalist, beim BBC-Radio, dem World Service, dann beim Fernsehen, stieg in eine hohe Kaderposition auf, wechselte hierauf ins Filmgeschäft, wurde Professor für Film an einer neuen Fachhochschule und begann Mitte der 1980er Jahre, hauptberuflich, Bücher zu übersetzen und Bücher zu schreiben. Sehr sprachbegabt, hat er aus dem Italienischen, dem Deutschen und dem Russischen übersetzt, hat

wichtige Autoren wie Erich Fried, Hans Magnus Enzensberger und Dario Fo in den englischsprachigen Raum eingeführt. Neben Sachbüchern, etwa zu den neuen Medien oder zum Holocaust, hat er auch sechs Romane geschrieben. Einen davon möchte ich besonders erwähnen, *The Book of Judith*, bisher noch nicht auf Deutsch übersetzt und Englisch längst vergriffen, aber wenn sie dem antiquarisch begegnen, es lohnt sich, es geht um den spanischen Bürgerkrieg und den Widerstand gegen Franco.

Heute aber geht es um *The Brutal Heart*, ein Buch, das Hood auf Englisch 1989 veröffentlicht hat. Der Titel, *The Brutal Heart*, stammt aus einem Gedicht des irischen Dichters William Butler Yeats über den irischen Bürgerkrieg. Wir haben uns lange den Kopf darüber zerbrochen, wie wir das übersetzen sollen, und wir haben auch eine demokratische Vernehmlassung dazu durchgeführt. Zuerst dachten wir an *Das rohe Herz*, aber das hatte für diejenigen, die solche Dinge mögen, einen allzu kulinarischen Beigeschmack. Dann nannten wir das Buch in den Vorschauen *Das gnadenlose Herz*, und obwohl im Original durchaus eine religiöse Bedeutung mitschwingt, fanden wir dann doch, es erinnere zu stark an irgendwelche Herz/Schmerz-Romane. Jemand hat als Alternative den Titel *Der letzte Lachs* vorgeschlagen, weil wir mal während der Übersetzung des *Carlino* von Stuart Hood zu einem riesigen schottischen Lachs eingeladen worden sind, dessen Grösse ich hier gar nicht richtig wiedergeben kann; aber das schien dann doch ein wenig ins Abseits zu führen. Jetzt haben wir uns in Übereinstimmung mit einer qualifizierten Minderheit für den Titel *Das verrohte Herz* entschieden, der ein wenig ungewohnt wirkt, gängige sprachliche Erwartungen durchbricht, aber doch beide Bedeutungen anspricht: Nämlich das Herz, das – passiv – roh geworden ist, und das Herz, das sich – aktiv – roh verhält.

Wodurch roh geworden, werden sie fragen? Nun, das Thema des Buchs ist schnell umrissen. Alasdair, die Hauptfigur, ein Altlinker, Übersetzer, mit autobiografischen Anklängen an Stuart Hood, verliebt sich 1968 in eine deutsche Polit-Aktivistin, die den bewaffneten Kampf in den Metropolen aufnimmt. *Das verrohte Herz* ist, krass gesagt, ein Buch über die deutsche Rote Armee Fraktion. Aber es ist kein krasses, sondern ein höchst differenziertes Buch. Es wirkt auf verschiedenen Ebenen. Es konfrontiert englische und deutsche Geschichte und Kultur, es konfrontiert verschiedene Generationen und Erfahrungen. Alasdair, der selber gegen den deutschen Faschismus gekämpft hat, steht einerseits dem antifaschistischen Antriebe der jungen 68ern aus Deutschland durchaus positiv gegenüber. Andererseits hat er im Zweiten Weltkrieg erfahren, was Gewalt anrichtet, und zwar auch bei denen, die Gewalt womöglich im Interesse der guten Sache einsetzen. Einerseits ist er von der jungen Generation, ihrem Engagement und ihrer Offenheit,

fasziniert. Andererseits ist er von ihrer Unbedingtheit abgestossen, zudem spielt die Entfremdung gegenüber dem eigenen Sohn hinein. Hoods Kunst besteht darin, diese Ebenen auch in den einzelnen Passagen miteinander zu verweben. Um das zu illustrieren, lese ich ein Stück aus dem ersten Kapitel, das *Begräbnisriten* heisst. Alasdair muss in einem deutschen Leichenschauhaus die Leiche seines Sohnes Euan identifizieren, warum, das enthüllt sich allmählich.

»

Die Konsularbeamten, höflich, zurückhaltend in ihren Beileidsbezeugungen, wie Leichenbestatter, sprachen ziemlich leise, als ob sie fürchteten, sie würden seine Gefasstheit zerbrechen. Die deutsche Polizei blieb sehr korrekt, ehrerbietig im Hintergrund, als der Angestellte den Behälter aus dem Kühlkasten zog, wo Euan in der kühlen gekachelten Leichenkammer Seite an Seite neben den Opfern von Totschlag, Mord und Verkehrsunfällen, von Einsamkeit und Verzweiflung lag. Mit professioneller Gleichgültigkeit rollte der Angestellte die Leiche ins Licht und schlug das Tuch zurück, das Euans Gesicht bedeckte. Den überraschten Ausdruck, mit dem der Vater den störrischen Blick erkannte, den das Kind auch getragen hatte, wenn es gegen die Anwesenheit dieses fremden Mannes rebellierte, der in seiner ungewohnten, seltsam nach Schweiss und Reisen riechenden Khaki-Uniform das Recht beanspruchte, es aus dem Bett seiner Mutter zu vertreiben und dort mit seinen rauen, haarigen Beinen zu liegen – diesen Ausdruck identifizierten die Zuschauer vielleicht als Ausdruck eines Verlustes, einer Trauer. Ja, sagte er, das ist mein Sohn, Euan MacGregor. Sie zeigten ihm die Stelle unter dem Tuch nicht, wo die Kugeln eingedrungen waren, durch den Brustkorb, und von Rippen und Wirbelsäule abgelenkt im Rücken wieder ausgetreten waren. Er wusste, wie die Löcher aussehen würden. Er hatte genügend Männer gesehen, die durch Kugeln getötet worden waren, um sich vorstellen zu können, wie das Fleisch versehrt war, die kleinen, schwarzen, sauberen Eintrittspunkte und die grossen gezackten Austrittslöcher, wo das Blei herausgekommen war, durch die Berührung mit den Knochen in Drehung versetzt.

Im Polizei-Hauptquartier erhob sich ein Zivilbeamter, braungebrannt vom Skifahren am Wochenende, mit schmalem Gesicht, einer Narbe auf der linken Schläfe und angegrautem Haar, das einst blond gewesen war, hinter seinem Schreibtisch und drückte formell sein Bedauern über den unglückseligen Vorfall aus. Es sei seine Pflicht, Herrn MacGregor ein paar Fragen bezüglich seines Sohns und dessen, möglicher, Beziehung zu einer deutschen Terroristengruppe, insbesondere zwei Mitgliedern dieser Gruppe, zu stellen, nämlich den beiden Terroristinnen Erika Straub alias Elli Voigt und Gudrun Hoffner, auch als Nuschi bekannt. Aber insbesondere zu Erika Straub. Er würde versuchen, Herrn MacGregor nicht länger als nötig zu beanspruchen, in einem für ihn sicherlich

schwierigen und traurigen Augenblick. Sie sprachen via einen Übersetzer. Alasdair hatte keinen Grund gesehen, ihnen zu sagen, dass Sprachen sein Beruf waren, dass er als Übersetzer aus dem Deutschen sich beinahe täglich mit dem schwierigen Geschäft befasste, Entsprechungen und Analogien zwischen den beiden Sprachen zu finden. Ein Übersetzer verschaffte ihm die Zeit, die Frage zweimal zu hören, und Zeit, seine Antwort zu überdenken. Nicht dass es viel zu überdenken gegeben hätte, da nicht versucht wurde, Lücken in seinen Aussagen aufzuspüren, man seiner Zusammenziehungen und Auslassungen offensichtlich nicht gewahr wurde, den *suppressio veri* und *suggestio falsi*. Das Sieb der Wahrheit kann weite Maschen haben. Während sie darauf warteten, dass das Protokoll geschrieben wurde, betrachtete Alasdair den Beamten, und, da dieser derselben Generation angehörte wie er, fragte er sich – wie immer in solchen Situationen –, was der zwischen 1939 und 1945 in Frankreich oder Holland, Polen oder der Ukraine wohl gemacht hatte. Vielleicht nichts. Vielleicht war er nur einer der jungen Männer gewesen, die in der Normandie in der *bocage*, im Gehölz, jenen Schuss abgegeben hatten, der einen jungen schottischen Captain getötet hatte, einen Kompaniekommandanten in Alasdairs Regiment, und damit in ihm, dem Überlebenden, ein Trauma aus Schmerzen und Kummer hinterlassen hatte. Gegenüber diesem Mann machte er nun die folgende Aussage:

Mein Name ist Alasdair MacGregor. Ich bin der Vater des Verstorbenen, Euan MacGregor. Ich habe heute den Leichnam meines Sohnes formell identifiziert und möchte den Antrag stellen, ihn ins Vereinigte Königreich zu überführen, sobald die Behörden die Untersuchungen zu seinem Tod abgeschlossen haben.

Meines Wissens kam mein Sohn nach Deutschland, um ein Filmfestival zu besuchen. Das tat er häufiger, als ziemlich bekannter avantgardistischer Filmmacher. So weit ich weiss, lernte er Erika Straub kennen, als diese im Sommer 1968 in London eintraf, und zwar als so genannte Delegierte einer Solidaritätsgruppe für die Studierenden einer Kunstgewerbeschule, an der mein Sohn unterrichtete. Sie hat für kurze Zeit in seinem Haus gewohnt. Bei dieser Gelegenheit habe ich sie selber durch meinen Sohn kennen gelernt, der mich darum bat, ihr für einen Teil ihres Aufenthalts Unterkunft zu gewähren. Sie war meines Wissens bei zwei weiteren Gelegenheiten in London. Beide Male war sie in meinem Haus untergebracht. Sie hat nicht mit mir darüber gesprochen, was sie in London machte. Die Frau, die Nuschi genannt wurde, war an einem Underground-Filmfestival anwesend, an dem mein Sohn beteiligt war. Ich weiss nicht, wann sie sich das erste Mal trafen. Es ist möglich, dass sie eine kurzlebige sexuelle Beziehung miteinander hatten.

Obwohl mein Sohn wie viele junge Leute seiner Generation gegen die atomare Aufrüstung, den Krieg in Vietnam sowie die von ihm so wahrgenommene zunehmende Entfremdung des modernen Lebens war, gehörte er, soweit ich weiss, keiner politischen Partei an.

« (Seite 21-24)

Diese Passage reist also in einem Rückblick die Themen auf, die im Folgenden des Buchs erkundet werden. Im Gespräch mit Erika Straub, der deutschen Aktivistin, fragt Alasdair sie nach ihrer Politisierung.

»

Wie war sie politisiert worden? Das war einfach! Mit zwanzig hatte sie geheiratet. Den Sohn eines Hamburger Rechtsanwalts. Viel Geld. Ein Porsche und ein Haus auf Sylt. Wusste er, wie man den Nudistenstrand dort nannte? Abessinien! Toller Rassismus. Ihre Mutter war begeistert. Sagte, Erika habe es geschafft. Bat sie, ihre grosse Chance im Leben nicht wegzuwerfen – die Chance, die sie selber nie gehabt habe. Sicherzustellen, dass sie Kinder kriegte. Das band die Männer an. Aber sie war der Skiferien in Klosters und Cortina, der Modeschauen und Vernissagen und Cocktailparties überdrüssig geworden. In der Ehe gab es nicht viel Sex, und sicher keine Kinder. Sie hatte ein paar Flirts. Nichts Ernsthaftes. Auf jeden Fall störte es ihren Ehemann nicht. Sie führten eine offene Ehe. Dann beschloss sie, zu studieren. Zu denken und zu lesen. Vielleicht Karriere zu machen. Ihren Ehemann kümmerte es nicht. Also ging sie nach Hannover. An die Technische Universität. Ein langweiliger Kurs. »Die Professoren waren *Fachidioten* – wie sagt man das in Englisch, Herr Übersetzer? – dumme Spezialisten? – das stimmt nicht ganz, aber ungefähr. Die Studenten hatten nichts zu den Kursen oder zur Führung der Universität zu sagen. Es gab eine Gruppe des SDS, aber ich trat nicht bei. Sehr langweilig. Viele Männer, die über Theorien stritten. Aber als Benno Ohnesorg – der nicht mal ein Aktivist war – in Berlin von einem Polizisten erschossen wurde, gab es diese Demo – zwölftausend Studenten –, Rudi Dutschke sprach, sagte, wir müssten die polizeilichen Verbote missachten, Aktionen organisieren. Als ich dort zwischen all diesen Menschen wie ich selber stand, den Söhnen und Töchtern der Männer und Frauen, die Hitler an die Macht gebracht hatten, spürte ich diese ungemeine Erregung. Ich wusste, dass ich mit der Bewegung mitgehen musste, wohin sie mich auch führte. Ich war nie politisch gewesen. Jetzt spürte ich, dass es keinen anderen Weg gab. Mein Ehemann sagte, ich sei eine Idiotin, also verliess ich ihn. Dann begann ich zu lesen. Marx. Lenin. Mao. Alles. Brachte mich theoretisch auf Vordermann. Verstand, dass es nur einen Weg gibt, den Leuten die Art Gesellschaft, in der sie leben, bewusst zu

machen. Aufklärung durch Provokation. Den verrotteten demokratischen Staat dazu bringen, sein wahres Gesicht zu zeigen. Das Gesicht der Schweine. Das legale System zu akzeptieren heisst die Macht der herrschenden Klasse zu akzeptieren. Stimmst du dem nicht zu?

« (Seite 45f.)

Slogans, teilweise richtig, teilweise leeres Gerede, könnte man denken, und auch Alasdair glaubt das zuerst. Aber dann wird es langsam ernst:

»

Ihr zweiter Besuch. Nach sechsmonatigem Schweigen. Kurz. Voller Geheimnisse. Zuerst einmal ihre Erscheinung. Sie hatte das Haar wachsen lassen und es mit Henna gefärbt. Dann die Kleidung, die nicht mehr aus der Uniform der Jeans bestand, sondern aus einem Massanzug und gediegenen Schuhen. Eine schwarze lederne Schultertasche hatte den Tornister ihrer ersten Erscheinung ersetzt. Ihr Teint war anders – brauner, aber nicht durch eine Sonnenbräune, wie sie eine Touristin durch die Sonne und den Wind in den Dünen der Nordseeküste oder auf den Felsen einer griechischen Insel bekommt. Die Farbe war heller, gelblicher – jene Farbe, die Alasdair an Soldaten erinnerte, die nach Hause geschickt worden waren – wie sein geliebter toter Freund –, nachdem sie in der libyschen Wüste gedient hatten. Ihr Körper war magerer, als er ihn in Erinnerung hatte. Sie lebte sich ein wie gewöhnlich. In der ersten Nacht blieb sie in ihrem Zimmer. In der zweiten kam sie in sein Bett. Sie war angespannt und erwachte früh. Auf den Ellbogen gestützt sagte sie:

»Du hast nie nach der Aktion gegen den amerikanischen Militärcomputer gefragt.«

»Ich hab es vermutet.«

»Aber hast du dich nicht gefragt?«

»Was hätte ich mich fragen sollen?«

»Wie es sich angefühlt hat. Du hattest Recht – es war sehr berauschend.«

Es gab eine Pause.

»Kannst du mit Sprengstoff umgehen?«

»Ich hab es mal gekonnt. Die Armee hat mich in einen Kurs geschickt.«

»Plastik?«

»Ja. Ladungen vorbereiten, um Hindernisse wegzuräumen.«

»Ich mag Sprengstoffe. Sie sind gefährlich und empfindlich und machtvoll. Verstehst du das?«

»Waffen können sehr verführerisch sein. Ich hatte eine Mauser-Pistole – hab sie einem deutschen Offizier abgenommen. Sie war wunderschön. Genau ausbalanciert. Sie fühlte sich in meiner Hand gut an. Ich hatte ein schreckliches Bedürfnis, sie auf etwas oder jemanden abzufeuern. Ich hab kurz daran gedacht, sie zurückzuschmuggeln, als ich aus der Armee entlassen wurde. Viele Leute haben das gemacht.«

»Warum hast du es nicht getan?«

»Weil ich dachte, es sei zu gefährlich, sie herumliegen zu lassen. Ich hätte in Versuchung geraten können, jemanden zu töten.

« (Seite 67f.)

Wir sind hier auf Seite 68 des Romans, und das wird jetzt vielfältig durchgespielt, und die Wirkung der Gewalt aktuell und in historischen Rückblicken erörtert. Etwa, wenn Alasdair eine ehemalige Freundin trifft, Shoshana, die einst als jüdische Widerstandskämpferin kurz vor Ende des Zweiten Weltkriegs jüdischen Familien die Flucht aus dem faschistischen Italien ermöglichte. Eine Erfahrung hat sie ihm erzählt, die sie immer und immer wieder durchdacht hat, wie es heisst:

»

Es war an der Po-Mündung. Der Krieg war beinahe zu Ende. Ich hatte diese Gruppe von Männern, Frauen und Kindern. Zehn insgesamt. Sie hatten sich in einem Bauernhaus versteckt, aber es gab zu viele Deutsche in der Gegend, deshalb sollten sie in einem Boot an die Küste und hinter die alliierten Linien geführt werden. Ich hab mit einem Jungen namens Geraldo gearbeitet, aber sein richtiger Name war Jerzy. Er stammte aus Lvov. Ein guter Genosse. Also, wir sollten uns im Schilf bei einer Art Kanal treffen – vermutlich kein wirklicher Kanal, sondern eine Bewässerungsrinne. Ich hatte einen Fischer mit einem Boot bestochen. Es hat ne Menge gekostet. Er sollte uns den Nebenarm hinunter zum Fluss bringen, in die See hinaustreiben und dann den Motor anlassen. Die Nacht war mondlos. Tief drunten im Süden konnte man die Kanonen hören. Um Mitternacht war Abfahrt. Sie kamen durch das Schilf geplansch und machten einen schrecklichen Krach. Geraldo führte sie an. Er befahl ihnen, ins Boot zu steigen. Der Fischer wurde nervös. Als sie alle drin waren, nahm mich Geraldo beiseite und sagte: »Es ist einer zu viel.« »Was meinst du, einer zu viel?«, fragte ich. Er erklärte es. Es sollten zehn in der Gruppe sein. Stattdessen waren es elf. Er wies auf einen jungen Mann, der im Bug sass. »In Ordnung«, sagte ich, »steig ein.« Das Boot glitt durch das hohe Schilf. Der Fischer stakte mit einer langen Stange, die er in die schlammigen Sandbänke stiess. Geraldo und ich gingen zum Bug des Schiffes und setzten uns zu beiden Seiten

des überzähligen Mannes. Ich steckte meine Hand in die Manteltasche, den Finger am Abzug der Pistole. Aber ich wollte nicht schießen. Der Schuss wäre kilometerweit gehört worden. Also nahm ich die Hand wieder heraus. »Wer bist du, Genosse?«, fragte ich. Er schaute überrascht drein und sagte, er sei einer von uns und ginge mit uns. Wie hatte er vom Unternehmen erfahren? Seine Antwort war sehr konfus. Er hatte darüber von jemandem gehört, den er nicht nennen konnte, weil das den Mann in Schwierigkeiten bringen würde. Woher war er gekommen? Aus Mestre. Von der andern Seite der Lagune bei Venedig. Er war von einer Frau in deren Wohnung versteckt worden, aber er hatte von dort weg müssen. Zu gefährlich. Als Geschichte roch das faul. Ich sagte das zu Geraldo, auf Polnisch. Wir würden bald im Fluss ankommen. Falls er ein Spion war, ein Spitzel, ein Saboteur, dann würde er bald etwas unternehmen: eine Signalarakete zünden, zu schießen beginnen. Auf dem Bootsboden gerade zu meinen Füßen lag ein Messer, wie es Fischer brauchen, um ein verheddertes Netz zu kappen oder einen Fisch aufzuschlitzen. Ich wies Geraldo so ruhig wie möglich an, den Mann zu packen und festzuhalten. Geraldo konnte solche Sachen gut. Er nahm ihn in die Zange und stiess ihn Kopf voran über den Bootsrand. Der Mann schlug aus, konnte aber nicht rufen oder schreien. Ich nahm das Messer und steckte es ihm zwischen die Rippen. Geraldo gab ihm einen Stoss, und er fiel über Bord. Es spritzte nicht besonders stark. Die Übrigen gaben keinen Laut von sich. Sie schauten bloss zu und rückten näher zusammen. Vor Morgendämmerung waren wir der Küste entlang hinter den alliierten Linien angelangt. Ich weiss nicht, wer er war. Ich weiss nicht, ob ich richtig gehandelt habe. Ich hatte keine Zeit, nachzudenken. Zehn Menschen – dreizehn, wenn man den Fischer, Geraldo und mich dazuzählte – waren in Gefahr. Ich glaubte, keine andere Wahl zu haben. Aber angenommen, ich hatte Unrecht? Was dann? Ich trage immer noch an seinem Tod. Manchmal erschreckt es mich.«

« (Seite 165f.)

Ich überlasse die reichhaltigen weiteren Bezüge Ihrer eigenen Lektüre und springe zum Ende, das wir unausweichlich kennen. Erika ist gefasst worden und sitzt im Gefängnis:

»

Erika machte zehn Schritte in die eine und zehn in die andere Richtung. Sie tat es hundert Mal, zweimal am Tag. Sie schätzte, dass sie täglich eine Distanz von vier Kilometern zurücklegte. Sie machte Liegestütz und Joga. Sie rief sich das Aussehen des Himmels und die Farbe von Gras ins Gedächtnis. Sie wusste nicht mehr genau, wann Tag oder Nacht war. Das Fenster hoch oben in der Mauer war mit Gitterstäben versehen, das Glas dick, verstärkt, kaum durchsichtig, durch ein feines

Metallnetz, ähnlich einem Fliegengitter, zusätzlich verdunkelt. Abgesehen von der grauen Zellentür war alles weiss. Weisse Decke, weisse Wände, die, wenn Erika im unbarmherzigen Neonlicht der unterkühlten Zelle aufwachte, wie das Innere einer Eishöhle zu schimmern schienen. Sie hatte jegliches Zeitgefühl verloren. Die Mahlzeiten, die ihr die Vollzugsbeamtinnen schweigend brachten, waren eine Art Uhr, aber sie konnte sie nicht lesen, konnte deren Code nicht interpretieren, nicht bestimmen, wo er in den Zyklus von Sonne und Sterne hineinpasste. Einst waren die Monate durch die leuchtenden Spuren von Blut gekennzeichnet gewesen, aber sie konnte sich nicht mehr erinnern, wann sie ihre letzte Periode gehabt hatte. Ein Metallstreifen entlang des Fusses der Metalltür schirmte sie vom langen weissen Korridor ab, den sie mit auf dem Rücken gefesselten Händen zu durchqueren hatte, um ihr wöchentliches Bad zu nehmen. Der Baderaum befand sich am Ende des Korridors, wo eine weitere lärmschluckende Stahltür sie von den andern Frauen im Gefängnis trennte. Niemand sprach mit ihr. Es gab nicht einmal einen Befehl, wenn sie sich, bei jeder Rückkehr in die Zelle, für die alltägliche Leibesvisitation bücken und ausziehen musste. Sie lebte in einem Schweigen, das so durchsichtig war, so tief, dass, selbst wenn sie versuchte zu lachen, zu pfeifen oder die Slogans der grossen Demonstrationen gegen den Schah, gegen den Vietnamkrieg, gegen den amerikanischen Imperialismus und dessen Komplizen zu brüllen – dass das alles ungehört blieb. Noch schlimmer, es war ein Schweigen, das jeden Klang schluckte, ihre eigene Stimme erstickte, so dass die Anstrengung, wenn sie laut mit sich selber sprach – was sie zu vermeiden suchte –, vielleicht um ein Stück Poesie zu erinnern, sie heiser machte. Sie fürchtete, die Last dieses Schweigens – das sie niederdrückte, den Kopf in die Schultern zu schrauben schien, ihr Rückgrat zusammenpresste – werde sie in leere Verzweiflung stürzen lassen, werde sie weinend oder lachend zusammenbrechen oder todesstarr daliegen und in Unterkühlung und Tod gleiten lassen. Zuweilen war ihr, als sei sie tief unter Wasser, ruhend, wartend, auf einen Ton horchend, der bis zu ihr durchdringen würde. Dann schüttelte sie sich und begann zu marschieren, auf und ab. Jetzt verstand sie die Ängste und Alpträume jenes Mannes, der in der Stahlhülle, die vor Feuchtigkeit schwitzte, während sie auf dem Meeresboden lag, auf den dröhnenden Lärm der Schraube eines Zerstörers und den darauf folgenden Knall von Tief Ladungen gehorcht hatte: Marinehauptmann, U-Boot-Kommandant, treuer Diener des Reichs, mit dem Ritterkreuz des Eisernen Kreuzes ausgezeichnet, ihr kalter, abweisender Vater. Zu andern Zeiten hatte sie das Gefühl, die Zelle habe abgehoben, wie eine Kapsel aus einem Science-Fiction-Comicbuch, und fliege stumm durch das Weltall. Beim Aufwachen fühlte sie die gleitende Bewegung, die andauerte, bis die Sonne ganz kurz und schwach auf den Zellenboden schien. Dann hörte die Bewegung auf. In diesem Augenblick der Ruhe meinte sie zuweilen, einen Ton zu hören –

das Zirpen eines Vogels, der kurze Klang einer menschlichen Stimme –, und sie wurde von einer Euphorie erfasst, die so schrecklich war wie ihre Verzweiflung.

« (Seite 219f.)

Trauer durchzieht *Das verrohte Herz*, über die Macht der Gewalt, über verpasste Chancen. Blitzartig, verstörend bricht darin der Tod ein: derjenige der Eltern von Alasdair, des Jugendfreunds, die Verheerungen des Holocaust; das erbärmliche Ende des jungen Deutschen Heini, die sinnlose, schreckliche Zufälligkeit bei der Eschiessung von Alasdairs Sohn Euan, der ausweglose Pfad seiner Schwiegertochter Bettina. Manchmal, so scheint es, ist den Menschen auf dieser Welt nicht zu helfen. Und dennoch ist es nicht Hoffnungslosigkeit, sondern eher Melancholie, die den Text grundiert. Die vielfältigen Figuren, die eindringlichen Charakterisierungen, die Weite der Reflexionen zeigen eine menschliche Anteilnahme, die den Tod einschliesst, und damit über ihn hinausweist. Gescheiterte Beziehungen lassen andere, gelungenere aufscheinen.

Aber diese Erfahrung möchte ich wiederum Ihrer eigenen Lektüre vorbehalten. Deshalb ist ab sofort der Verkauf geöffnet.

Besten Dank.

Stefan Howald

Stuart Hood: *Das verrohte Herz*. Aus dem Englischen übersetzt und mit einem Nachwort versehen von Stefan Howald. Zürich: edition 8, 2008. 232 Seiten, 32 Fr.